

# FLAVIA GUERRINI VOM FEIND EIN KIND

Nachkommen alliierter Soldaten erzählen  
mandelbaum verlag



# Inhalt

- 7 Einleitung
- 15 **Besondere Kindheiten: Töchter und Söhne alliierter Soldaten**
- 16 Befreites und besetztes Österreich: die Bevölkerung und die Alliierten
  - 17 Ein österreichischer Blick auf die Alliierten
  - 21 Verbotene und ersehnte Kontakte
  - 26 Kinder alliierter Soldaten erblicken das Licht der Welt
- 29 Kinder alliierter Soldaten: Wege zu Erinnerungen und Wissen
  - 32 Neue Aufmerksamkeiten in Wissenschaft und Medien
  - 35 *Kinder des Krieges*: ein neues internationales Forschungsfeld
- 43 **Biografische Erzählungen: Lebenserinnerungen der Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich**
- 46 Veronika: »[Meine Kinder] können das überhaupt nicht verstehen, dass das irgendwann einmal eine Schande war.«
- 55 Julia: »Die angefangene Suche weiterführen, um einen befriedigenden Platz in der Familie(-ngeschichte) zu finden.«
- 66 Freda: »Ich habe immer mehr Leistung erbringen müssen als Kinder aus so genannten geordneten Verhältnissen.«
- 76 Harald: »Ich hätte mir auf jeden Fall gewünscht, dass mir jemand die Wahrheit sagt.«
- 85 Helene: »Dann hat es immer geheißen: Frag da nicht weiter nach, das ist irgendwas von früher.«

- 95 Hildegard: »Man hat aber gemerkt, dass  
kein so ein Interesse für uns da war.«
- 103 Leonhard: »Ich bin eigentlich fast ein bisschen  
froh gewesen, dass es so ist, wie es ist.«
- 109 Klara-Maria: »Vom Feind ein Kind ...  
deswegen ist das so schlimm gewesen.«
- 121 Angelika: »Dann habe ich mir immer vorgestellt,  
und eines Tages steht er vor der Tür und sagt:  
Du bist meine Tochter und ich liebe dich!«

### **135 Geteilte Erfahrungen**

- 135 Nach dem Krieg: Zeit des Mangels, der Not und Entbehrung
- 146 Erwünschte und unerwünschte Kinder in der Nachkriegszeit
- 152 Kulturelles Leben und Vergnügen: »Wir waren jung,  
der Krieg war vorbei, das Leben lag vor uns ...«
- 159 Liebschaften und Beziehungen mit Besatzungssoldaten:  
junge Frauen und konservative Sittlichkeitsanforderungen
- 165 Mutterschaft unter prekären Bedingungen
- 172 Ablehnung in Familie und Gemeinschaft:  
Herkunft als biografisches Risiko?
- 178 Nachwirkungen von nationalsozialistischer Politik und  
Ideologie im Leben der Nachkommen alliierter Soldaten
- 185 Sichtbares »Anders-Sein« und rassistische Diskriminierung
- 192 Wer man ist ... Identität und Selbstbild als Besatzungskind

### **201 Besondere Kindheiten in Geschichte und Gegenwart**

### **207 Dank**

### **209 Literatur- und Quellenverzeichnis**

### **221 Anhang**

# Einleitung

»Vom Feind ein Kind ... deswegen ist das so schlimm gewesen.« Auf diese schlichte und eindrückliche Weise beschreibt die Zeitzeugin Klara-Maria,\* die mir ihre Lebensgeschichte erzählte, wie von den Menschen in ihrer Wohnumgebung, in der Schule, ja teilweise sogar im weiteren Familienkreis ihre Herkunft gesehen wurde. Ihre Zugehörigkeit wurde nicht etwa über die Mutter beziehungsweise die mütterliche Familie bestimmt, auch nicht über den Wohnort, das Heimatdorf oder den Stadtteil. Nein, ihre soziale Identität wurde von den Menschen aus ihrer Umgebung über den ihr selbst unbekanntem Vater, einen »Feind«, festgelegt und die Ablehnung dieses »Feindes« auf sie als ein Kind des Feindes übertragen. Solche Erfahrungen sind typisch für die Kinder alliierter Soldaten und österreichischer Frauen, die in der Nachkriegszeit zur Welt kamen und in Österreich heranwuchsen.

Die Väter der neun Frauen und Männer, die ich kennenlernen und interviewen durfte, sowie die der rund 30 000 weiteren so genannten Besatzungskinder\*\* in Österreich waren keine Feinde. Es

\* Name geändert. Alle Namen der Interviewpartner:innen sowie von in den Interviews genannten Personen wurden in diesem Buch durch Pseudonyme ersetzt und Konstellationen, die eine Wiedererkennbarkeit der Personen ermöglichen, vermieden.

\*\* Gelegentlich wird in diesem Buch der Begriff *Besatzungskind* zur Bezeichnung der Nachkommen alliierter Soldaten verwendet. Ich greife damit die im wissenschaftlichen und öffentlichen Diskurs gebräuchlichste Benennung auf, die oft als Selbstbezeichnung verwendet wird. Den Begriff der *Besatzung* (ebenso: *Besatzungszeit*, *Besatzungssoldat*, *Besatzungsmacht* etc.) verwende ich zur Beschreibung des politischen Zustandes von 1945–1955: Österreich wurde von den Alliierten besetzt und verwaltet und damit in seiner Souveränität eingeschränkt. Damit stelle ich nicht in Abrede, dass es sich um eine befreiende Besatzung handelte, die die nationalsozialistische Herrschaft beendete und einen Übergang zur Demokratie ermöglichte.

waren junge Männer, die den US-amerikanischen, den sowjetischen, den französischen und britischen Truppen angehörten. Sie hatten im Zweiten Weltkrieg gegen die Wehrmacht gekämpft, die zuvor im Auftrag Adolf Hitlers und des nationalsozialistischen Regimes andere Staaten überfallen und besetzt hatte, in weiten Teilen Europas Verwüstung angerichtet sowie Leid und Zerstörung verursacht hatte. Sie waren unter Einsatz ihres Lebens daran beteiligt, Deutschland und Österreich von der nationalsozialistischen Herrschaft zu befreien. Manche von ihnen waren freiwillig, vielleicht aus Überzeugung, in den Kampf gezogen, die meisten waren ihrer Einberufung zum Kriegsdienst gefolgt. Manche waren als Teil der Militärverwaltung aus ihrer Heimat nach Österreich gekommen und arbeiteten in der Nachkriegszeit daran, den Frieden im Land zu sichern und den Übergang zu einer Demokratie zu ermöglichen.

Die österreichische Bevölkerung nahm die alliierten Soldaten oft weniger als Befreier denn als Besatzer wahr. Aber auch tendenziell positive oder neutrale Einstellungen ihnen gegenüber nahmen rasch ab, wenn sich zwischen den »fremden« Soldaten und »einheimischen« Frauen Beziehungen entwickelten. Das wurde nicht nur ungern gesehen, sondern gar als moralisch verwerflich oder unsittlich erachtet. Manche, vor allem aus dem Krieg heimkehrende Männer, reagierten mit Neid oder Wut. Sie mussten sich damit abfinden, den Krieg verloren zu haben, und jetzt nahm ihnen »der Feind« auch noch die Frauen weg. So dachten viele. Die Ablehnung und Abwertung, die viele junge Frauen damals erfuhren, übertrugen sich auf die Kinder, die aus diesen intimen Begegnungen entstanden: Kinder, die am wenigsten für ihre Herkunft als Tochter oder Sohn eines Besatzungssoldaten konnten und die oft genug nicht einmal wussten, wer ihr leiblicher Vater war.

Ich selbst kam mit dem Thema erstmals 2014/2015 bewusst in Berührung, also zu dem Zeitpunkt, als die Aufmerksamkeit dafür zumindest ein wenig zu wachsen begann. Es waren zwei Erlebnisse, die nicht nur mein Interesse weckten, sondern die auch die Notwendigkeit zu wissenschaftlicher Beschäftigung deutlich machten. Zum einen fand ich während meiner Archivrecherchen im Rahmen von Forschungsprojekten zur Geschichte der Jugendfürsorge und der Heimerziehung in Westösterreich (vgl. Ralser et al. 2017) ge-

legentlich Akten von Kindern und Jugendlichen, deren Väter offenbar Besatzungssoldaten gewesen waren. In besonderer Erinnerung blieb mir zum Beispiel die Geschichte des kleinen Bernhard,\* Sohn eines afroamerikanischen GIs, der in einer Pflegefamilie aufwuchs. Mehrfach brachte die zuständige Fürsorgerin des Jugendamtes nach Hausbesuchen bei der Familie ihr großes Erstaunen darüber zum Ausdruck, dass die Pflegeeltern keinen Unterschied zwischen ihm und den Geschwistern machten und den kleinen Bernhard sein »Anders-Sein« nicht spüren ließen. Offenbar war diese Haltung seiner Pflegeeltern in den 1950er Jahren sehr unüblich. Ich begann darüber nachzudenken, wie die Erfahrungen vieler anderer Kinder in ähnlichen Situationen wohl ausgesehen haben mögen. Wie haben sie es erlebt, in der Nachkriegsgesellschaft zu »Anderen« gemacht zu werden? Welche Auswirkungen hatte es auf ihr weiteres Leben, wenn ihnen von klein auf vermittelt wurde, nicht gleichermaßen Teil der lokalen Gemeinschaft beziehungsweise der österreichischen Gesellschaft zu sein? Nicht richtig dazuzugehören?

Es verging einige Zeit, bis ich dem Thema ein zweites Mal begegnete. Eine Freundin erzählte mir von einer Betriebsfeier, bei der auch ein langjähriger Kollege in den Ruhestand verabschiedet wurde. In seiner Abschiedsrede erzählte er zum ersten Mal öffentlich davon, wie sehr es sein Leben beeinflusst hatte, dass sein Vater ein US-amerikanischer Besatzungssoldat gewesen war. Nicht nur meine Freundin war von dieser Ansprache sehr berührt, wie sie mir danach erzählte. Viele der bei der Feier Anwesenden waren an der einen oder anderen Stelle den Tränen nahe. Wie kam es dazu, dass dieser Aspekt der eigenen Lebensgeschichte so lange nicht erzählt werden konnte? Und wie muss es sich wohl angefühlt

\* Name geändert. Alle Namen von Personen, die in historischen Akten genannt werden, wurden durch Pseudonyme ersetzt. Zum Blick auf Kinder von *Schwarzen* Besatzungssoldaten und von *Persons of Color* siehe weiter unten im Kapitel: *Sichtbares »Anders-sein« und rassistische Diskriminierung*. Ich schließe hier an die Selbstbezeichnung als *Schwarze Menschen* an, die eine von Rassismus betroffene gesellschaftliche Position beschreibt. Mit der Großschreibung von *Schwarz* soll verdeutlicht werden, dass es sich um ein gesellschaftlich konstruiertes Zuordnungsmuster und nicht um eine »natürliche« Eigenschaft einer Person handelt.

haben, nach so langer Zeit den Mut zu fassen und eine so prägende Erfahrung erstmals mit Kolleg:innen und Freund:innen zu teilen? Dass solche und ähnliche Erfahrungen typisch für Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich sind, fand ich bei meiner anschließenden Suche nach Literatur zum Thema heraus. Vor allem aber wurde sehr deutlich, dass es trotz der entstehenden Aufmerksamkeit und einiger erster und wichtiger Bücher, Zeitungsberichte und Fernsehreportagen nach wie vor nicht viel Wissen über die Lebensgeschichten und Lebenssituationen der Kinder von alliierten Soldaten in Österreich gab oder das vorhandene Wissen wenig zur Kenntnis genommen und kommuniziert wurde. Tirol gehörte zum Beispiel zu jenen österreichischen Regionen, über die es zum damaligen Zeitpunkt noch überhaupt keine wissenschaftlichen Studien zu diesem Thema gegeben hatte.\*

So entstand die Idee zu meinem Forschungsprojekt, das ich nach einigen Vorbereitungen 2018 im Rahmen meiner Tätigkeit an der Universität Innsbruck aufnahm. Ich interessierte mich dafür, wie die Biografien der Kinder alliierter Soldaten in Österreich verlaufen waren. Wie wirkte sich das jeweilige politische und gesellschaftliche, aber auch das konkrete örtliche Umfeld aus, in dem sie aufwuchsen? Wie schätzten die Nachkommen alliierter Soldaten die Bedeutung ihrer Herkunft ein und wandelte sich diese möglicherweise im Verlauf des Lebens? Da die Erfahrungen der Söhne und Töchter von alliierten Soldaten und österreichischen Frauen im Zentrum stehen sollten, machte ich mich auf die Suche nach Menschen, die bereit waren, von ihrer Kindheit und ihrem weiteren Leben zu erzählen. Ich folgte damit der Vorgehensweise der Oral History, also einer Geschichtsschreibung, die sich historischen Phänomenen auf Grundlage der Aussagen der Menschen annähert, die in einer bestimmten historischen Zeit gelebt und für diese Zeit spezifische Erfahrungen gemacht hatten. Solche Ansätze führen zu

\* Nach wie vor ist die Forschungslage regional unterschiedlich und hängt stark von den Initiativen einzelner Wissenschaftler:innen ab. Auffällig ist insbesondere, dass es weder eine Studie zur Situation in der Bundeshauptstadt Wien noch eine systematische Zusammenführung der Forschungen für Österreich gibt.

einer Detaillierung und Pluralisierung von Geschichte, sie können aber auch dem Ziel dienen, »zur Emanzipation von benachteiligten gesellschaftlichen Gruppen beizutragen und [ihnen] eine historische Stimme zu verleihen« (Obertreis 2012: 8).

Kinder von alliierten Soldaten haben bislang in Österreich keineswegs eine solche *historische Stimme* erhalten. Es ist nicht selbstverständlich, die eigene Lebensgeschichte als die Geschichte einer Tochter oder eines Sohnes eines Angehörigen der alliierten Truppen erzählen zu können. Eine Zeitzeugin, mit der ich eine Weile nach dem Interview noch einmal ins Gespräch kam, sagte mir bei der Gelegenheit, dass sie davor noch nie und mit niemandem so ausführlich darüber gesprochen habe, was es für sie bedeutete, das Kind eines Besatzungssoldaten zu sein. Nicht einmal mit ihren eigenen Kindern. Eine andere Interviewpartnerin erzählte mir bei einem Treffen, das zwei Jahre nach unserem ersten Kennenlernen stattfand, dass sie erst vor Kurzem begonnen habe, selbstbewusst und mit einer gewissen Selbstverständlichkeit dazu zu stehen, einen französischen Vater zu haben.

Wir haben es hier mit Leerstellen hinsichtlich des historischen Wissens und des kollektiven historischen Gedächtnisses zu tun und es ist kein Zufall, dass sich diese auch in den individuellen Lebensgeschichten widerspiegeln. Jede Form der Erinnerung bedarf einer sozialen Rahmung (Halbwachs 2019 [1925]). Wenn eine solche Rahmung kaum verfügbar ist, weil nicht nur familiäre Erinnerungs- und Erzählpraktiken fehlen, sondern die eigene gesellschaftliche Position auch nicht in der kollektiven Erinnerung verankert ist, erschwert das die Erzählbarkeit der eigenen Geschichte. Auf welche Art und Weise und in welchem Ausmaß bestimmte Aspekte der Vergangenheit erinnert werden, hat auch mit den zu bestimmten Zeitpunkten vorherrschenden Bedürfnissen nach bestimmten Narrativen zu tun. Das kollektive Gedächtnis einer Region dient unter anderem der eigenen Identitätssicherung und -stabilisierung (ebd.). Dieser Überlegung folgend wurde in Bezug auf die Erinnerung an die Nachkriegszeit den so genannten Besatzungskindern nicht nur eine geringe historische und identitätsstiftende Relevanz zugeschrieben. Vermutlich stand das Nachdenken über sie den dominanten Narrationen des Wiederaufbaus und des Weges zu Souveränität und

Demokratie entgegen. Astrid Erll, eine im Feld der Memory Studies tätige Wissenschaftlerin, umreißt das kollektive Erinnern und Vergessen folgendermaßen:

»Kollektives *Erinnern* bedeutet also nicht, dass alle Individuen identische mentale Repräsentation[en] in ihren Köpfen hätten. Es heißt vielmehr, dass bestimmte Vergangenheitsversionen in sozialen Gruppen und Gesellschaften über Diskurse, Medien und Praktiken immer wieder aktualisiert werden und gut mit anderen Themen vernetzt sind. Ebenso bedeutet kollektives *Vergessen* nicht, dass sämtliche Spuren eines vergangenen Ereignisses verloren wären. Es bedeutet nur, dass Erinnerungsakte in bestimmten sozialen Rahmen fehlen. So können Ereignisse in der öffentlichen Erinnerung vermieden, verschwiegen und tabuisiert werden oder schwer artikulierbar erscheinen.« (Erll 2021: 45, Herv. im Original)

Sie spricht damit auf der einen Seite die Prozesshaftigkeit der kollektiven Erinnerung sowie ihr Angewiesensein auf Wiederholung und Aktualisierung an. Auf der anderen Seite macht sie deutlich, dass kollektives Vergessen in den allermeisten Fällen nicht absolut ist. Was zu einem bestimmten Zeitpunkt als erinnerungswürdig gilt, ist Ergebnis von Auseinandersetzungen und damit veränderbar.

Bei der Arbeit am Projekt wurde mir bald klar, dass die Ergebnisse nicht nur in wissenschaftlichen Kontexten kommuniziert, sondern einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollen. So kam mir die Idee zu diesem Buch. Im Zentrum stehen die Erfahrungen jener Frauen und Männer, die mir aus ihrem Leben erzählten. Aus den Interviews entstanden neun ausführliche biografische Erzählungen. Sie sollen Einblicke in die Lebensgeschichten geben und vermitteln, was es bedeuten kann, als Kind eines alliierten Soldaten in Österreich aufzuwachsen. Den biografischen Erzählungen ist ein einführendes Kapitel vorangestellt, in dem der historische Kontext skizziert und die Entstehung des Forschungsfeldes *children born of war – Kinder des Krieges* kurz dargestellt werden. Kinder von Besatzungssoldaten zählen neben anderen zur Gruppe der *Kinder des Krieges*. Im dritten Teil des Buches

wird der Fokus auf das Gemeinsame und Typische der Situation von Nachkommen alliierter Soldaten gelegt: geteilte Erfahrungen werden aufgegriffen und historisch kontextualisiert.

Diese Publikation richtet sich an Leser:innen mit unterschiedlichen Interessen und Bedürfnissen. Die einzelnen Kapitel folgen insgesamt einem Erzählbogen, sind aber auch jedes für sich gut lesbar und informativ. Sie können das Buch von der ersten bis zur letzten Seite lesen oder bei dem Kapitel beginnen, das Sie gerade am meisten anspricht. Mit diesem Buch trete ich dafür ein, dass die Lebensgeschichten der Kinder von Besatzungssoldaten ein erinnerungswürdiger Teil unserer Vergangenheit sind, die ins kollektive Gedächtnis aufgenommen werden sollen. Wenn ich damit zu mehr Verständnis für die spezifische Situation der Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich beitragen kann, wenn die Herausforderungen, denen sie sich im Laufe ihres Lebens stellen mussten, nachvollziehbar werden und die Lektüre zu Denkprozessen und Gesprächen anregt, dann erreicht dieses Buch sein Ziel.



Abb. 1: *Abzug der Besatzungstruppen*. Russische Armeeinghörige bei ihrer Abreise aus Österreich im September 1955. Es ist nicht überliefert, wer die Frauen und Kinder sind, die den Abzug der Truppen beobachten. Kannten Sie einen der Männer? War einer der Soldaten vielleicht sogar der Vater der kleinen Kinder vorne im Bild? Oder handelt es sich um zufällig anwesende Passantinnen? (Quelle: Interfoto)

# **Biografische Erzählungen: Lebenserinnerungen der Nachkommen allierter Soldaten in Österreich**

Der Untertitel dieses Buches lautet »Nachkommen alliierter Soldaten erzählen«. Die hier vorgestellten Erzählungen bilden das Herzstück dieses Buches. Sie verleihen ihm Lebendigkeit und die notwendige Anschaulichkeit hinsichtlich des Zieles, Einblicke in das Leben der Kinder alliierter Soldaten zu geben und ihre Situation nachvollziehbar zu machen. Aber der Untertitel verweist auf mehr: Ohne die Bereitschaft und den Mut der Zeitzeug:innen, mir im Rahmen von lebensgeschichtlichen Interviews aus ihrer Kindheit und ihrem weiteren Leben zu erzählen, hätte ich dieses Buch nie schreiben können. Ihnen ist es zu verdanken, dass durch diese Annäherung an ihre eigenen Lebensgeschichten auch eine Annäherung an unsere gemeinsame Vergangenheit möglich wird.

Das biografisch-narrative Interview wurde in den 1970er Jahren von Fritz Schütze (1977; 1983) entwickelt. Durch eine erzählgenerierende Eröffnungsfrage wird die auskunftgebende Person zu einer spontanen, freien, autobiografischen Erzählung angeregt. Für die Studie zu den Lebensgeschichten der Kinder von Besatzungssoldaten erschien diese Vorgehensweise sowohl aus erkenntnistheoretischer als auch aus forschungsethischer Sicht geeignet. Zum einen lässt diese Interviewform »einen umfassenderen und in sich strukturierteren Zugang zur Erfahrungswelt« (Flick 2014: 227) der befragten Personen zu. Sie bietet ausreichend Offenheit für nicht bereits vorab Erwartetes und Vermutetes und macht auch nichtexplizierbares, latentes Wissen der Rekonstruktion zugänglich (vgl. Rosenthal 2008). Zum anderen wird das Leben der Interviewpartner:innen nicht darauf reduziert, dass sie als Kind eines Besatzungssoldaten zur Welt kamen. Durch den Erzählrahmen der

ganzen Lebensgeschichte haben sie die Möglichkeit der eigenen Akzentsetzung und können so jene Aspekte hervorheben, die für sie selbst in Hinblick auf ihr Leben von Bedeutung sind.

In Forschungen, in denen mit biografischen Interviews gearbeitet wird, geht es aber nicht nur um die individuellen Erfahrungen von Betroffenen und um deren subjektive Deutung der eigenen Lebensgeschichte. In der Oral History wird davon ausgegangen, dass durch die Verwendung von mündlichen Quellen auch eine andere Geschichtsschreibung möglich wird, nämlich eine Geschichtsschreibung »von unten«. Anstelle der Perspektive von Herrschenden und gesellschaftlichen Eliten werden der Blickwinkel und das Erleben der Bevölkerung beziehungsweise bestimmter Bevölkerungsgruppen ins Zentrum gestellt. Dadurch können andere Fragen aufgeworfen und neue Antworten generiert werden, die die bisherige Geschichtsschreibung ergänzen, bereichern oder ihr in manchen Aspekten auch widersprechen (Obertreis 2012: 7ff.). Die Historikerin Ingrid Bauer verwendet zur Beschreibung dieses Zugangs eine Metapher aus dem Film: Aus der Totalen wird in eine Nahaufnahme hineingezoomt.

»Mit dieser bewussten Distanzverringering verkleinert sich zwar der Ausschnitt der beobachteten gesellschaftlichen Realität, gleichzeitig wird er aber deutlicher, nuancenreicher, detaillierter. Im Optimalfall lässt sich aus diesen differenzierten Teilstücken für manche Bereiche ein neues, anderes Gesamtbild zusammensetzen, das mehr Informationen und eine größere Tiefendimension als die bisherige ›Totale‹ enthält.« (Bauer 1998: 9)

Bei der Suche nach Personen, die sich zu einem Interview bereit erklärten, war mir Franziska Lacombe-Schuhmacher eine sehr große Unterstützung. Sie war viele Jahre ehrenamtlich für *Cœurs sans Frontières – Herzen ohne Grenzen. Deutsch-französischer Verein der Kinder des Zweiten Weltkrieges* tätig. Im Verein organisieren sich die Nachkommen von Wehrmachtssoldaten in Frankreich, von französischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern sowie von französischen Besatzungssoldaten in Deutschland und Österreich. Im Zentrum steht neben dem Erfahrungsaustausch die gegenseitige Unterstützung bei

der Suche nach den Vätern und möglichen Angehörigen. Franziska Lacombe-Schuhmacher hat Betroffene teilweise jahrelang begleitet, für sie Informationen über den unbekanntem Vater gefunden, Kontakte mit Angehörigen in Frankreich hergestellt, Briefe übersetzt und manchmal Reisen nach Frankreich begleitet. Insgesamt fünf Kontakte zu Töchtern und Söhnen französischer Soldaten in Tirol konnte sie mir vermitteln. Andere Interviews kamen über persönliche Verbindungen zustande und manche Zeitzeug:innen meldeten sich auch direkt bei mir, nachdem sie im Zuge der Berichterstattung über den Tiroler *Eduard-Wallnöfer-Preis für die mutigste Initiative* im Jahr 2018 über mein Projektvorhaben, das mit diesem Preis ausgezeichnet wurde, erfahren hatten.

Insgesamt führte ich im Jahr 2019 Interviews mit sieben Frauen und zwei Männern, deren Väter entweder französische oder US-amerikanische Soldaten waren. Diese Gespräche dauerten im Durchschnitt zwischen eineinhalb und zwei Stunden, in denen mir die Zeitzeug:innen von ihrer Kindheit und ihrem weiteren Leben erzählten – jeweils unter der leitenden Perspektive, dass sie als Kind eines alliierten Soldaten zur Welt kamen. Auch wenn es – zumindest zunächst – eine einmalige und kurze Begegnung war, gaben mir die Interviewpartner:innen sehr persönliche Einblicke in ihre Lebensgeschichten, in ihr Erleben und Empfinden. Die Interviews wurden in voller Länge transkribiert, also verschriftlicht, und bilden die Grundlage für die neun folgenden biografischen Erzählungen.

Keine Erzählung kann einen Menschen auch nur annähernd vollständig repräsentieren. Im Leben der Interviewpartner:innen ist natürlich sehr viel mehr Relevantes geschehen, als sie mir bei unserem Treffen erzählt haben. Allein die Tatsache, dass ich mich für die Lebensgeschichten von Kindern alliierter Soldaten interessiere, mobilisierte bei den interviewten Personen bestimmte Erinnerungen (und andere nicht) und fokussierte die biografischen Interviews auf dieses Thema hin. Das eigene Leben wurde im Licht meiner Anfrage erzählt und reflektiert, sie leitete auch beim Verfassen der Texte. Jede der hier versammelten Erzählungen zeigt auf persönliche und individuelle Weise, welche unterschiedlichen Bedeutungen es gehabt haben mag, in Österreich als Kind eines Be-

satzungssoldaten aufzuwachsen. Sie bleibt notwendigerweise eine bruchstückhafte, kondensierte und ein Stück weit auch fiktionale Erzählung, die versucht sich dem Erleben der Zeitzeug:innen und ihrem jeweils eigenen »wie es damals war« anzunähern und den Leser:innen ein Verstehen der besonderen Lebenssituationen von Kindern alliierter Soldaten zu ermöglichen.

**Veronika: »[Meine Kinder] können das überhaupt nicht verstehen, dass das irgendwann einmal eine Schande war.«**

Die Suche nach ihrem leiblichen Vater und der Wunsch, über ihre Herkunft Bescheid zu wissen, haben Veronikas Leben seit ihren Jugendjahren geprägt. Zu dieser Zeit unternahm sie die ersten Versuche, um etwas über den US-amerikanischen Soldaten herauszufinden, mit dem ihre Mutter im Frühling 1945 eine kurze Liebschaft hatte, aus der sie hervorgegangen ist. Gemeinsam mit ihrer Cousine entstand die »famose Idee«, wie Veronika schmunzelnd erzählt, einen Brief an Jackie Kennedy zu schreiben, »weil für die haben wir so geschwärmt.« (00:17) Veronika erhielt tatsächlich eine Antwort von der amerikanischen First Lady, aber leider keine Hinweise zur Identität ihres Vaters. Informationen über Militärangehörige wurden nicht weitergegeben. Auch über das Rote Kreuz versuchte sie, ihren leiblichen Vater ausfindig zu machen, jedoch ohne Erfolg. Für einen im Jahr 2006 veröffentlichten Sammelband über die Arbeit des Roten Kreuzes bei der Suche nach vermissten Angehörigen schrieb sie einen kurzen Bericht. Er endete mit dem immer noch unerfüllten Wunsch nach Kontakt zum Vater, von dem sie mittlerweile zumindest Name und Wohnadresse in Erfahrung bringen konnte:

»Von dem Zeitpunkt an, als ich die Wahrheit erfuhr, versuchte ich, mit meinem Vater in Kontakt zu treten. Der Brief an seine Adresse kam ungeöffnet zurück. ›Unbekannt verzogen«, hieß es. Alle Versuche, ihn durch verschiedene Organisationen ausfindig zu machen, scheiterten. Ein zerknittertes, blasses Bild, das einen jungen Mann in einer Uniform zeigt, der – wie ich feststellte – mit derselben Augenpartie ausgestattet ist wie ich, ist das einzige, das ich von meinem Vater besitze. Ich hätte ihn gerne kennengelernt.« (Goldmann/Guger 2006: 21)

Wenn Veronika an ihre Kindheit zurückdenkt, wird spürbar, dass sie die Jahre bei ihrer Großmutter sehr positiv in Erinnerung behalten hat. So beginnt sie ihre Erzählung:

»Also ich bin bei meiner Oma aufgewachsen – meine Mutter hat immer arbeiten müssen – und da habe ich eigentlich eine ganz normale Kindheit gehabt, habe normal gespielt mit meinen Nachbarskindern, also ich hätte überhaupt nichts gemerkt, dass ich irgendwie anders wäre oder dass irgendwas mit mir vielleicht nicht in Ordnung wäre.« (00:00–00:01)

Die Wohnverhältnisse waren einfach und beengt. Die Großmutter hatte 13 Kinder, einige Tanten von Veronika lebten noch zu Hause und oftmals waren Enkelkinder zu Besuch, auch über Nacht. Ein eigenes Bett hatte sie nicht: »Geschlafen haben wir irgendwo, [...] wo halt gerade Platz war, habe ich mich hingelegt. Zwei Kinder oben, am Kopfende und zwei unten, weil meine Großmutter hat ja sehr viele Enkelkinder gehabt.« (00:03–00:04) So wuchs Veronika eingebettet in einem familiären Netz von Tanten, Onkeln, Cousinen und Cousins auf. Das Leben in der kleinen Wohnung und die häufigen Zusammenkünfte hat sie als sehr »gemütlich« in Erinnerung. Für die Zeit ihrer Kindheit beschreibt sie viele Freiräume: »Im Grunde genommen konnte ich tun und lassen, was ich wollte. [Ich hatte] sehr viele Freiheiten, aber ich war trotzdem total brav, ein braves Kind.« (00:49–00:50) Sie spielte mit ihren Cousinen auf der Straße oder im Wald und festgelegte Zeiten, zu denen sie zu Hause zu sein hatte, gab es nicht.

Diese unbeschwerte Zeit endete, als Veronika mit elf Jahren zu ihrer Mutter Lotte und ihrem Stiefvater Max übersiedelte: »Da hat das Unglück eigentlich richtig begonnen.« (00:05) Sie erinnert sich an diese Veränderung als tiefen Einschnitt in ihrem Leben: »Dann habe ich gehen müssen von meiner Oma in diese andere Wohnung, wo meine Mutter gewohnt hat – schon mehrere Jahre – und wo ich mich überhaupt nicht wohl gefühlt habe.« (ebd.) Zu beiden hatte sie ein kompliziertes und ambivalentes Verhältnis. Ihre Mutter hatte sie bis zu diesem Zeitpunkt nicht sehr häufig gesehen und eher wie eine Besucherin erlebt: »Die war sehr viel flügge, war sehr

sportlich und ich nicht. Da hat sie mich dann halt daheim gelassen und ist ihrem Sport nachgegangen. [...] Meine Mutter hat mich eigentlich als Kind schon sehr viel allein gelassen.« (00:02; 00:18)

Aufgewachsen in einem kinderreichen, von Armut geprägten Haushalt hatte ihre Mutter Lotte versucht, sich von ihren Geschwistern abzuheben. Sie wollte etwas »Besseres« für ihr Leben. Veronika erinnert sich, dass ihre Mutter »wahnsinnig gut nähen konnte, sehr geschickt in Handarbeiten [...] und immer tip top gekleidet war.« (00:38) Im Gegensatz zu ihren Geschwistern rauchte Lotte, lackierte sich die Nägel rot und ging abends aus. »Meine Mutter war sorglos, Hauptsache das Vergnügen. Im Krieg, da haben sie zu essen gehabt, sie haben es lustig gehabt« (00:40), so Veronika über ihre Mutter. Lotte war bei der Flugabwehr tätig und lernte Max, der eine höhere Funktion in einer der NS-Parteiorganisationen bekleidete, bereits während des Krieges kennen. Unmittelbar nach dessen Ende wurde Max aufgrund seiner Funktion und Parteimitgliedschaft mehrere Jahre lang im Camp Marcus W. Orr, landläufig als Lager Glasenbach bezeichnet, interniert – also in der Zeit, als Lotte den amerikanischen GI kennenlernte, der Veronikas Vater werden sollte. Erst nach seiner Rückkehr – Veronika muss damals zwei oder drei Jahre alt gewesen sein – war Max für das Mädchen als Partner ihrer Mutter präsent. Sie wusste aber bis in ihr Jugendalter nicht, dass er nicht ihr leiblicher Vater war. Veronika erinnert sich, dass er auf der einen Seite »total nett« zu ihr sein konnte, ihr Skifahren und Schwimmen beibrachte, auf der anderen Seite aber auch ein cholerischer Mann war: »Er konnte von einer Minute auf die andere explodieren – wegen nichts – also da ist er ausgerastet, da hat es sehr viele unschöne Szenen gegeben.« (00:08)

Als Veronika elf Jahre alt war, wurde Lotte schwanger. Da die Mutter ihre Arbeit aufgegeben hatte, um mit dem Neugeborenen zu Hause zu bleiben, und sich der Gesundheitszustand der Großmutter verschlechterte, entschied sie, dass ihre Tochter nun zu ihnen kommen sollte. Also übersiedelte Veronika zu Mutter und Stiefvater, die im gemeinsamen Haushalt mit den Eltern von Max lebten. Zwar hatte sie dort erstmals ein eigenes Bett, sogar ein eigenes Zimmer, aber das änderte nichts daran, dass sie sich in der Familie nicht wirklich aufgenommen fühlte. Vor der Mutter von Max,

einer frommen und stets schwarz gekleideten Frau, fürchtete sie sich. Der Vater von Max ignorierte sie oder begegnete ihr sogar mit offener Ablehnung:

»Wenn ich von der Schule heimgekommen bin und die Mama nicht da war, dann hat er die Tür aufgemacht und gesagt: ›Was willst Du, Deine Mutter ist nicht da.‹ Dann bin ich wieder gegangen und habe gewartet, bis die Mama gekommen ist. Also der hat mich gar nicht rein gelassen, obwohl ich da gewohnt habe.« (00:08)

Nach der Geburt von Veronikas Bruder änderte sich auch die Beziehung zum Stiefvater Max. Veronika geht davon aus, dass er sich wegen des eigenen Kindes nicht mehr für sie interessierte. Er wollte auch nicht, dass sie das Baby auf den Arm nimmt. Veronika war in dieser neuen Familienkonstellation sehr unglücklich, auch für ihre Mutter musste die Situation schwierig gewesen sein: »Die war da zwischen zwei Stühlen« (00:07), vermutet Veronika.

In den folgenden Jahren machte Veronika Erfahrungen von Ablehnung und Ausgrenzung, die sie zum damaligen Zeitpunkt nicht einordnen konnte. Weder wusste sie, warum manche Nachbarkinder sie immer so seltsam anschauten und miteinander flüsterten, wenn sie vorbei ging, oder andere Kinder im Hof nicht mit ihr spielen wollten, noch warum in der Hauptschule manche Lehrerinnen abwertende Bemerkungen über sie machten. Wenn ihr etwas nicht gut gelang, sie beispielsweise nicht gut im Rechnen war oder eine Socke fehlerhaft gestrickt hatte, bekam sie oft Sätze zu hören wie: »Ist doch kein Wunder, bei dem Vater ...« (00:50) Als sie einmal – daran kann sich Veronika noch gut erinnern – nach der Schule heimkam, sah sie, dass jemand in großen Buchstaben »Amisau« auf eine Wand im Hausgang geschrieben hatte. Wenn sie versuchte, mit ihrer Mutter über solche Geschehnisse zu reden, antwortete diese ausweichend oder erfand Ausreden für das Verhalten der Menschen im Umfeld. Bis zum Alter von 15 Jahren mehrten sich solche Erfahrungen jedoch derart, dass sie das Gefühl nicht mehr loswerden konnte, irgendetwas stimme nicht.

Eines Tages – sie war gerade alleine zu Hause – machte sich

die Jugendliche auf die Suche. Wonach, das wusste sie in dem Moment selbst nicht, aber dann fand sie »im hintersten Kasten drinnen« eine kleine Schachtel mit Briefen und einem Foto von einem amerikanischen Soldaten namens Edward. »Von meinem Vater« (00:13), sagt Veronika leise im Interview. Da beschloss die Jugendliche, ihre Mutter damit zu konfrontieren – sie wollte endlich die Wahrheit erfahren. An diesen Moment kann sich Veronika noch genau erinnern:

»Ich sehe sie heute noch [vor mir]: die Mama hat Nägel lackiert – die hat immer so schöne Nägel gehabt. Am Abend ist sie da gesessen und hat Nägel lackiert und mein Stiefvater ist dort gesessen und hat Zeitung gelesen und ich habe mir überlegt: ›Was mache ich?‹ Ich bin in der Mitte gesessen. Dann habe ich wortlos, wie in einem Film, das Foto auf den Tisch gelegt und den Brief daneben ... Dann habe ich gesagt: ›So, was ist das? Ich will die Wahrheit wissen.‹ Die Mama ist sofort in Tränen ausgebrochen und mein Stiefvater hat gesagt: ›Ja, das stimmt, das ist dein Vater. [...] Aber der hat überhaupt keine Bedeutung, weil ich bin ja jetzt dein Vater und Schluss.‹ Und die Mama hat gesagt: ›Ja, es stimmt ...‹, [aber sonst] kann sie gar nichts sagen, sie ist ganz fertig.« (00:14)

Nach diesem Abend sprach ihre Mutter nie mehr wieder über Edward, Veronika konnte nicht viel über ihn in Erfahrung bringen. »Ein Wahnsinn« (00:21), wie sie findet, denn wenn ihr das passiert wäre, würde sie ihrem Kind so viel wie möglich erzählen. Erst Jahre später erfuhr sie ein wenig mehr von ihren Tanten. Immerhin weiß sie heute, dass ihre Mutter Lotte Edward kurz nach Kriegsende kennengelernt hatte, als sie trotz der Ausgangssperren in den Abendstunden noch mit einer Freundin draußen unterwegs war. Nach dem Abschluss des Zonenabkommens wurde Edward mit den amerikanischen Truppen nach Salzburg verlegt, versprach Lotte aber, dass er wiederkommen wolle. Einmal benutzten Edward und ein Freund unerlaubterweise einen Militärjeep, um nach Innsbruck zu Besuch zu kommen – ein Vergehen, für das er eine Haftstrafe verbüßen musste, bevor er in die USA zurückkehrte. Offenbar gab Lotte nicht nur ihre Hoffnung auf ein gemeinsames Leben mit Ed-

ward auf, sondern entschied sich auch dazu, diesen Teil ihres Lebens abzuschließen. Sie bat Edward, keinen Kontakt mehr zu ihr und zur gemeinsamen Tochter zu suchen, verheimlichte ihrem Kind dessen Herkunft und ließ Veronika glauben, dass Max ihr Vater wäre. Dass der Stiefvater damit überhaupt einverstanden war, schreibt Veronika im Rückblick unter anderem ihrem Aussehen zu. Als junge Erwachsene wurde ihr bewusst, dass sie in einem nationalsozialistisch eingestellten Umfeld aufgewachsen war und mehrere Verwandte an dieser Einstellung auch lange nach dem Zweiten Weltkrieg noch festhielten: »Der [Stiefvater] hat mich deswegen angenommen – das ist ja irre –, weil ich ›arisch‹ ausgeschaut habe, blaue Augen, blondes Haar!« (00:44)

Nachdem Veronika über ihre Herkunft Bescheid wusste, verschlechterte sich die ohnehin angespannte familiäre Situation: »Es haben sich sehr viele Dramen abgespielt, das kann ich gar nicht alles aufzählen« (00:16), fasst sie ihre Erinnerungen an diese Zeit zusammen. Sie habe sich von ihrem Stiefvater nicht mehr alles gefallen lassen, lief öfters von zu Hause fort und fand in diesen Situationen glücklicherweise Aufnahme bei einer ihrer Tanten. Ihren späteren Mann lernte sie als Jugendliche kennen, die beiden heirateten jung und gründeten eine Familie. Im Rückblick befindet Veronika, dass sie mit ihrem Partner »wirklich Glück hatte«, denn er sei immer für sie da gewesen und habe auch in schwierigen Zeiten zu ihr gehalten.

Das Verhältnis zu ihrem Stiefvater entspannte sich nach ihrem Auszug von zu Hause. Aus heutiger Sicht betont sie, dass er »ein toller Opa« für ihre Kinder gewesen sei. Vielleicht ist das auch ein Grund dafür, dass Veronika ihren eigenen Kindern zunächst nichts von ihrem leiblichen Vater erzählte, bis ihr jüngstes Kind es schließlich selbst herausfand. »Das war urig!«, erzählt Veronika schmunzelnd. Anlass war die Thematisierung des Zweiten Weltkrieges im Geschichtsunterricht der damals zwölfjährigen Tochter:

»Dann habe ich mal so geredet mit ihr [...] und habe gesagt: ›Ja, der Opa war ja drei Jahre in Glasenbach eingesperrt.‹ Dann hat sie gesagt: ›Drei Jahre – ja wann denn?‹ – ›Ja, nach dem Krieg.‹ Da hat sie mich angeschaut und hat gesagt: ›Das kann ja nicht

dein Papa sein.« Ehrlich! Dann habe ich gesagt: »Ja, das stimmt.« Ich habe es nicht abgestritten. [...] Die hat gerechnet und ist dann draufgekommen, das geht sich nicht aus, das hätte ich mir nie gedacht.« (01:05)

Veronikas Kinder reagierten auf diese Neuigkeiten in der Familiengeschichte mit begeisterter Neugierde und schlugen vor, sich auf die Suche nach ihrem leiblichen Großvater zu machen. Nach mehreren erfolglosen Anfragen beim Roten Kreuz, beim US-amerikanischen Militär und anderen Behörden gab Veronika die Suche aber wieder auf, trotzdem blieb eine Leerstelle in Bezug auf ihre Herkunft spürbar. Es ist der Initiative ihres Sohnes zu verdanken, dass sie einen neuen Anlauf unternahm. Nach dem Tod ihrer Mutter fand sie beim Sichten des Nachlasses ein kleines Foto ihres Vaters, auf dessen Rückseite eine Nummer notiert war. Vielleicht die Sozialversicherungsnummer, vermutete Veronikas Sohn und begann im Internet zu recherchieren. Tatsächlich gelang es ihm, mit dieser Nummer auf dem Foto einen Anhaltspunkt zur Identität von Veronikas Vater zu finden: Name, Geburtsdatum und Nachweis der Einberufung zum Militär im Jahr 1944. Anhand dieser Daten konnten Veronika und ihr Sohn insgesamt 24 in Frage kommende Männer ausfindig machen:

»Edward Lee in Amerika haben wir 24 gefunden, diese 24 habe ich angeschrieben, aber nicht mit der Wahrheit – ich kann ja nicht einfach schreiben: »Ich bin jetzt Ihre Tochter.« Das geht ja nicht. Sondern ich habe halt geschrieben, dass mein Vater einen amerikanischen Soldaten kennengelernt hat und gerne wissen wollte, was aus dem geworden ist.« (00:25)

Nach einiger Zeit meldete sich Olivia Lee, die Tochter von einem der 24 in Frage kommenden Männer. Ihr Vater, ebenfalls ein Kriegsveteran, sei zwar nicht der Gesuchte, aber sie finde die Geschichte schön und wolle bei der Suche weiterhelfen – vor Ort sei dies erheblich leichter. Nicht viel später fand Veronika in ihrem E-Mail-Postfach eine Nachricht von Olivia Lee vor. Sie schickte ihr die Todesanzeige einer Frau, die vermutlich die Schwester von Ve-

ronikas Vater sein könnte: »Und da waren die ganzen Geschwister aufgelistet [...] und dann habe ich gesehen, aha, Jacob und Michael sind die Söhne. Wahrscheinlich meine Brüder, sozusagen.« (00:26) Eine weitere Internetrecherche ergab, dass einer von ihnen einen Handwerksbetrieb besaß, allerdings misslang die Kontaktaufnahme, da der Betrieb aufgrund seiner Pensionierung dauerhaft geschlossen worden war. Noch einmal war Olivia Lee bereit zu helfen, sie konnte die Nummer der Tochter der Verstorbenen und damit Veronikas Cousine ausfindig machen. Diesmal gelang es Veronika, Kontakt aufzunehmen: »Dann hat sie gesagt, ja, dieser Edward Lee ist mein Onkel und der ist aber schon lange verstorben – 1960 bei einem [Arbeits]unfall. Also hab ich das durchs Telefon erfahren.« Veronikas Cousine hatte vor Jahren schon den Kontakt zu Jacob und Michael verloren. Von Michael wusste sie nur, dass er seit einigen Jahren in einem südlich gelegenen Urlaubsort am Meer leben würde. Immerhin konnte sie Veronika ein wenig von ihrem Vater und von ihren Brüdern erzählen.

Einige Zeit später erhielt Veronika eine überraschende Nachricht. Ihrer Cousine war es doch gelungen, Michael ausfindig zu machen, der den Beschluss fasste, sich bei seiner Halbschwester Veronika zu melden. »Dann habe ich auf einmal ein E-Mail gekriegt, da ist gestanden: Edward Lee ist mein Vater« (00:30), schildert Veronika die für sie überraschende Kontaktaufnahme ihres Bruders. Es ergab sich ein zunächst vorsichtiger E-Mailverkehr im Zuge dessen sich herausstellte, dass weder Michael noch Jacob von ihrer jüngeren österreichischen Halbschwester wussten. Sie seien nur etwas erstaunt gewesen, dass der Vater später als die anderen Soldaten aus Europa zurückgekehrt sei. Eine Weile wurden schriftlich Nachrichten und Informationen ausgetauscht, bis Veronika den Schritt wagte und um ein Treffen bat: »Und so haben wir hin und her geschrieben, dann habe ich gesagt, ich möchte sie gerne besuchen, ob das recht ist?« (00:30–00:31)

Michael war einverstanden und freute sich auf ein Kennenlernen. Er erklärte sich auch bereit, zu diesem Anlass in seinen Heimatort zu reisen, denn Veronikas Wunsch war es, das Grab ihres verstorbenen Vaters zu besuchen. Vor Antritt der Reise, auf der sie von ihrem Mann begleitet wurde, hatte Veronika Bedenken,

ob sie sich von dieser Begegnung nicht zu viel versprechen würde. Letztlich seien ihre Halbbrüder für sie doch »fremde Menschen« und sie selbst auch nicht »so ein emotionaler Typ, der jemandem um den Hals fällt oder in Tränen ausbricht, wie in solchen Sendungen.« (00:31)

Tatsächlich erlebte sie die erste Begegnung beinahe etwas befremdend, zur Begrüßung reichten sie sich die Hand und stellten sich vor. Auch das Kennenlernen des älteren Bruders Jacob verlief ähnlich. Schon in dieser anfänglichen Zurückhaltung, aber auch in ihrer Art, miteinander zu kommunizieren, sieht Veronika eine große Ähnlichkeit zwischen sich und ihren Brüdern und sie beschreibt eine Verbundenheit, die sie dadurch empfindet. Vor allem durch die herzliche Art ihrer Schwägerin Lucy veränderte sich das soziale Miteinander und sie konnte einige schöne Tage in der Gegend erleben, aus der ihr Vater stammte. Als besonders wichtig erachtet Veronika, dass sie sich zum einen durch das gemeinsame Ansehen von Fotoalben ein Bild vom Leben ihres leiblichen Vaters Edward und ihren Brüdern machen konnte. Zum anderen konnte sie die letzte Ruhestätte ihres Vaters, »ein Veteranengrab [...] mit diesen amerikanischen Fähnchen« (00:34), besuchen. Später folgte ein zweiter Besuch und der Kontakt, den sie als »ganz, ganz ... sehr bereichernd« bezeichnet, blieb auch fortan erhalten. Ihre eigenen Kinder und Enkel unterstützten sie in jeder Phase dieser Suche mit großem Interesse: »Jetzt haben wir amerikanische Verwandte und die [Kinder und Enkel] finden das toll. Also die sehen das mit ganz anderen Augen, die können das überhaupt nicht verstehen, dass das irgendwann einmal eine Schande war.« (01:06)

Für Veronika änderte sich durch das neu gewonnene Wissen über ihren Vater und durch die Begegnungen mit ihren Brüdern auch ihr Blick auf die Vergangenheit und ihr Zugang zur eigenen, phasenweise als sehr schwierig erlebten Biografie. Sie konnte schließlich mit dem über lange Zeit mit vielen Fragen behafteten Teil ihrer Geschichte, ihrer Herkunft als Kind eines amerikanischen Soldaten und einer österreichischen Frau, Frieden schließen: »Es ist schön, dass ich sie kennengelernt habe, ja, das ist ein schöner Abschluss in meinem Leben, muss ich sagen. Sehr versöhnlich, sehr, sehr versöhnlich.« (00:35)